

Ard Posthuma

Eine Schwalbe namens Jeldican

Entstanden während des Hermann-Hesse-Stipendiums in Calw,
Mai bis August 1999

Wer wie ich für drei Monate nach Calw umgepflanzt wird, ist bald geneigt, seine neue Umgebung wie unter einem Mikroskop zu betrachten. Das haben bisher fast alle Hesse-Stipendiaten erfahren, und machen es mir damit schwer: In ihren Berichten ist sozusagen fast alles, was es in Calw zu sehen, zu erleben oder zu vermissen gibt, in Einzelheiten liebevoll, prägnant und witzig dargestellt, nicht einmal die Graffiti im Lift oder der fußfreundliche Fußboden der schönen Dachwohnung sind ihrer Beschreibungslust entgangen. Der Straßenmusiker mit der Klarinette, die gurrenden Tauben auf dem Dach, die beiden Hesse-Katzen, sie tauchen in allen Berichten auf und werden je nach Temperament gehätschelt oder verflucht. Das gilt auch für die anderen Topoi: die Fachwerkhäuser, die Aussicht auf die Badstraße, die Fichte auf der benachbarten Dachterrasse, die Goldfische im Marktbrunnen, den Verlobtenweg, die einsamen Waldspaziergänge - es gibt nichts, was meinen Vorgängern entgangen wäre. Sogar der Bahnhofskiosk, der sich in nichts von anderen solchen Bahnhofskiosken unterscheidet, wurde gewürdigt. Das bringt mich in Verlegenheit: Ich beherrsche die Kunst der Variation nicht gut genug und sehe mich nicht imstande, das alles noch einmal neu poliert erstrahlen zu lassen. Es käme zu nichts weiter als zu ein paar kläglichen Randbemerkungen. Dass der Klarinetist zu meiner Zeit weniger falsch blies, das Katzenpaar fetter geworden und die Fichte höher gewachsen war, wen interessiert das schon? Und das einzige, was meine Vorgänger ganz gewiss nicht gesehen haben, weil es eben nur im Sommer 1999 zu sehen war - die totale Sonnenfinsternis nämlich -, erlebte ich selbst infolge des verhangenen Himmels nur mittelbar. Zu meinem Glück übrigens, denn alle Schutzbrillen waren schon Wochen im Voraus ausverkauft. Also stand ich am helllichten Tag vor dem Kloster Hirsau und wollte die Straße überqueren, um zum Eingangstor zu gelangen, als sich der Himmel zusehends verdunkelte; auf einmal war kein Tor mehr zu sehen, das Licht der Straßenlaternen sprang an, es wurde merkwürdig still; und schon war das Ereignis vorbei; eine Amsel ließ sich hören, der Weltuntergang hatte nicht stattgefunden.

Und Hermann Hesse? Er ist mir etwas näher gerückt, obwohl das eigentlich nicht nötig war. Schließlich habe ich ja, wie der Meister selbst, zehn Jahre in der St. Alban Vorstadt in Basel gewohnt, später am Spalenring, wo seine Eltern die glücklichste Zeit ihres Lebens verbrachten. Und wenn ich zu Hippie-Zeiten nicht gerade dringend eine Seminararbeit über Platons Höhlengleichnis hätte schreiben müssen, wäre ich noch heute im STEPPENWOLF, der damals in Basel gedreht wurde, zu sehen gewesen. Als Statist, versteht sich. Der Film war, nebenbei gesagt, ein Flop, der den Regisseur in den Selbstmord trieb. Weiter fällt mir im Moment zu Hesse nicht ein.

Nein, meinen Dank an die Stadt Calw im Allgemeinen und an die Hesse-Stiftung und die Kreissparkasse im Besonderen kann ich als Lyrikübersetzer nur auf meine Weise zum Ausdruck bringen, also mit Lyrik. Denn zu danken habe ich wahrlich: Calw war der ideale Ort, in aller Ruhe an meiner niederländischen Übersetzung von Goethes Faust zu arbeiten, erst noch auf Tuchfühlung mit dessen historischem Vorbild, dem Magier-Scharlatan aus Knittlingen. Als Dankesgabe biete ich ein Körbchen Lyrik: eine Handvoll Gedichte, die ich aus meiner Muttersprache ins Deutsche übersetzt habe. Lernen Sie sie auswendig! Bei der Auswahl habe ich unvermindert an Calw gedacht, und da kamen nun doch allerhand Erinnerungen, Eindrücke und Bilder in mir auf, die ich den Gedichten vorangestellt habe, so dass das ganze die Form eines mehrschichtigen Sandwich bekommen hat. Mag sein, dass der Gebrauchswert von Lyrik zur Zeit nicht sehr hoch veranschlagt wird. Für sie ganz gezielt scheint heute der Notruf von Lucas Moser zu gelten, den ich auf meiner schwäbischen Bildungsreise am Magdalenenaltar in Tiefenbronn entdeckte:

Schri. kunst. schri. und. klag. dich. ser.
din.begert.iecz.niemen.mer.so.o.we. 1432.

Auf die Lyrik bezogen und frei übersetzt:

Armer Dichter, lass es sein,
dich liest sowieso kein Schwein!

Solche Unkenrufe jedoch lassen mich kalt. Vor Lucas Mosers Altarbild staunen wir noch heute - nirgends sah ich so schön kräuselnde Wellen und ein so transparentes Meer wie um das Floß seiner Maria Magdalena -, und gute Gedichte sind zur geistigen Nahrung nach wie vor lebensnotwendig. Das bezeugt etwa die schön

schillernde Glasperle, die ich als erste aus der Schatztruhe niederländischer Poesie herausgesucht habe. Leo Vroman (*1915) beschreibt in dieser modernen Ballade eine Gralssuche: Jeldican - Hündchen, Jäger, Narr und Dichter in einem - zieht mit einem Schwalbennetz in die Welt hinaus, um ‚das Wort‘, das man sich offenbar als geflügelt vorzustellen hat, zu fangen. Mit Erfolg! Wehe dem, der es ihm wegnimmt, denn das Wort ist ihm wichtiger als alles andere. Wenn das sein ‚Weibel‘ gewusst hätte, sie hätte es gewiss nicht gegen ein Brot eingetauscht! Dieses witzige Gedicht, aus dem sich mit Sicherheit ein wunderhübsches Kinderbuch machen ließe, schrieb der Kriegsgefangene Vroman 1943 an einem Ort der Angst, in einem japanischen Konzentrationslager.

Die Calwsche ‚Dichterklause‘ hat weder Garten noch Terrasse. Mitunter war es darinnen sehr heiß. Deshalb ließ ich immer alle Fenster sperrangelweit offenstehen und steckte hin und wieder den Kopf hinaus. So konnte es geschehen, dass ich eines sonnigen Morgens einen weißen Schmetterling beobachtete, der sich flatternd in Richtung Badstraße bewegte. Er bekam bald Gesellschaft von einer Schwalbe, die ihn über eine ganze Strecke im Korkenzieherflug begleitete. Kurz vor der Sparkasse schnappte sie zu.

Jeldican und das Wort

Über die Heide
schlich Jeldican,
Schwanz zwischen beide,
Stummel voran.

Auf Glühohren trug er
einen Glöckelifez,
zwischen zwei Fingern
das Schwalbennetz.

Rock um das Rümpfchen
im Schottenwurf,
Weibels Blaustrümpfchen
und Klingelschlurf.

‚Rot wie ein Appel
in Kegelzypress,
preußblau die Pappel
zu Palfriness,

wo kann ich es fegen:
es pfeift unter Gott,
es fliegt allerwegen
flügeliflott.

Äugt es im Flattern
an Schnupperschnur?
Das Liebwort ergattern,
wie kann ich das nur?’

Da klapperts im Wirrkraut,
Goldginster wankt,
ein Jauchzpick, ein Schwirrlaut;
Jeldican bangt.

Nie hört‘ er so volles
Tralieten wie dort -
so baffmachend quoll es:
- war dies das Wort?
Bumsbäuchlein lodert
ein Glücksgebet ab ... ,
jaaat! fiept das Schwingnetz,

Gackelischnapp!

O, Federn zu frönen!
Das Wort, brustgedrückt,
wie hat es mit Tönen
ihn lauter beglückt.

,O Schönheit, o Heide,
ihr Pappelchen dort!
Nie lass ich mich scheiden,
Herr, von diesem Wort.

Fix, auf nun zum Weibchen,
witwengeschwind,
lass stürmen das Leibchen,
Blauband im Wind!

Voll Plauder, alleine
eilt Jeldican.
Hals über Beine,
so purzelt er ran.

,Mein Weibel, erkoren,
hier ist das Wort!
Doch sie, tauber Ohren,
sprach, fehlstens am Ort:

,Aai, Vögeli, Dickwulst,
wie nützlich und nett,
was immer ins Netz pulst,
macht Beutelfett.'

Sie tat, was sie meinte
und tauscht' es für Brot,
doch Jeldican weinte
und schlug sie tot.

Im finstersten Wald

Die Klarinette ist das traurigste aller Instrumente. Hören Sie nur Carl Maria von Weber, hören Sie eine beliebige Klezmergruppe oder, noch besser, hören Sie den Straßenmusiker in Calw. Wenn es mir zuviel wurde, floh ich durch die Salzgasse, kraxelte beim Stadtgarten den Berg hoch, und schon gehörte der Schwarzwald mir. An diese Spaziergänge erinnere ich mich besonders gerne. Nie gewusst, dass die Bäume so hoch in den Himmel wachsen. Nie zuvor junge Spechte beim Ausfliegen beobachten können. Gimpelstein, Verlobtenweg, Schafott, der märchenhafte Fußweg am Rötelbach entlang, wo die Fische wie kleine schwarze Torpedos durchs Wasser schießen, das unbeschreibliche Grün einer Lichtung, die riesigen Pilze an vermodernden Baumstämmen. Und nie ein Mensch. Am Waldlehrpfad wird man gar von den Bäumen unmittelbar angesprochen. Wehe, man nennt sie beim falschen Namen! "Ich bin eine Rottanne, man nennt mich auch Fichte," wird dann gelispelt, so leise, dass es die Konkurrenz (die Weißtanne), nicht hört. Andere trumpfen so richtig auf: "Ich bin eine Eiche. Auf sieben Generationen habe ich schon herabgeschaut, und ich kann noch sieben Generationen überdauern. Eure Vorfahren haben an solchen ehrwürdigen alten Bäumen ihre ‚Heiligen Stätten‘ errichtet."

Von Klarinette und Eiche ist in den folgenden Gedichten die Rede. Der komisch wirkende Name Piet Paaltjens ist natürlich ein Pseudonym. Er hieß in Wirklichkeit François Haverschmidt (1835-1894) und gilt aufgrund seiner durch Selbstironie gebrochenen Romantik als der niederländische Heinrich Heine. Er war nur ungleich zarter, und damit wehrloser auch. Den Gedichtband, der ihn bis heute beliebt gemacht hat, schrieb er 1867 in seiner Studentenzeit, als die Welt noch heiter war. In dem Titel jedoch, der sich schwer übersetzen lässt, steckt bereits der Wurm: Snikken en grimlachjes (Schluchzer und Grieflachen, rät mein Freund auf platt pommersch).

Nach seinem Theologiestudium in Leyden wurde er Pfarrer und noch viel unglücklicher als zum Beispiel Eduard Mörike. In seiner verregneten Gemeinde zwischen schweigsamen friesischen Bauern verging ihm das Lächeln ein für allemal. Schließlich sah er keinen anderen Ausweg als den des verzweiferten Herrn in der Groteske, die ihn berühmt gemacht hat.

Noch heute ist *Der Selbstmörder* das ideale Gedicht, eine eingenickte Partygesellschaft wieder wachzukitzeln. Löschen Sie unangekündigt das Licht, zünden Sie eine Kerze an, deklamieren Sie mit lauter Stimme und lassen Sie die Verse nun so richtig hohlknochig klappern, es steigert die Wirkung ungeheuer!

Der Selbstmörder

Tief im finsternen Wald
(es war Herbst und recht kalt)
lief ein Herr mutterseelenalleine.
Ach, sein Blick war gehetzt
und sein Rock war zerfetzt,
und er stöhnte, als wälzte er Steine.

Hach! so rief er voll Wut,
welche Giftschlängenbrut,
welchen Drachen nähr ich an der Brust hier!
Und er tritt mit Gewalt
in den Matsch, dass es hallt
und der Kot ihm den Kragen verschmutzt schier.

Und schon findet sein Blick
einen Eichenast, dick
genug, seinen Körper zu tragen;
und er klettert hinauf,
nimmt ein Seil, hängt sich auf
und verschmutzt sich nie wieder den Kragen.

Es ward stiller im Wald
und gleich zehn mal so kalt,
denn die Winterzeit kam. Aber wehe!
immer noch trug der Ast seine traurige Last
zum Erstaunen von Elster und Krähe.

Doch der Winter verschwand,
denn der Lenz kam ins Land,
den anschließend der Sommer begrüßte.
Da erschien (es war warm)
in dem Wald, Arm in Arm,
frisch ein Pärchen, doch, oh, wenn es wüsste!

Denn als unter dem Ast
es sich zärtlich umfasst'
und dachte: hier liebt es sich munter!
da erblickt' es (igitt!)
einen Stiefel: der glitt
vom schon längst morschen linken Bein runter.

Herrgott! riefen die zwei
und wes Stiefel das sei
und sie schauten hinauf, was passiert war,
denn dort hing noch am Strick
jener Herr, einst so dick,
dessen Fleisch nun schon längst konsumiert war.

Auf dem grinsenden Kopf
stand der Hut wie ein Topf,
denn es fehlte der Rand. Alles Linnen
war zerknittert und fahl,
aus den Ärmeln zumal
blickten Ameisen, Würmer und Spinnen.

Ausgetickt war die Uhr,
blind die Brillenmontur
und das einzige Glas war beschlagen.
Auf dem Westenrand saß
eine Schnecke und fraß
sich still-schleimig voran ohne Fragen.

An ein Liebesspiel war
nicht zu denken, das Paar
harrte sprachlos im Schatten der Eiche.
Es glich, weiß wie der Schnee,
einem Leintuch, das eh'
schon zu lange sich sonnt auf der Bleiche.

Das Geheimnis

Wir waren am Plaudern,
da erklang zum Erschauern
von den Hügeln ein Triller -
es war Ludwig Hiller:

der begabte Künstler,
der mit Leid Bedachte,
der so seine Klarinette
zum Trillern brachte.

Nie entfuhr meines
Wissens unterm Firmament
ein so kläglicher Ton
einem Blasinstrument.

Es war echt erstaunlich
und sonderbar,
wie grausig der Mann
da am Blasen war!

Wir aber staunten
nimmer und nie,
denn wir kannten den Grund
seiner Melancholie.

Ja, einer zumindest
wusste bestens Bescheid
über des Klarinettenisten
entsetzliches Leid!

Pallaksch

Der Abend in Tübingen hatte Stil: Gesänge auf Texte von Friedrich Hölderlin und Paul Celan, ein imponierender Sänger, begleitet von Klavier, Posaune und Tuba. Der Bariton sang, der Klavierspieler tat das

seinige, und die beiden Bläser steigerten die Spannung noch, indem sie lange gar nicht bliesen. Gerade als man zu befürchten begann, sie seien lediglich als Statisten gedacht, gaben sie nun doch noch ein paar infernalische Salven zum besten, um gleich wieder reglos zu verharren. Ein vom Sänger zwiefach herausgeschrieenes "Pallaksch!" markierte das Ende der Komposition. Donnernder Applaus.

Von meinem Platz aus hatte ich einen kleinen, freundlichen Herrn beobachten können, der dem gesungenen Text stumm mit den Lippen gefolgt war. Es war, wie sich später herausstellte, der Komponist. Ich lernte ihn am selben Abend kennen, anlässlich eines Empfangs im Hause eines emeritierten Slawistik-Professors. Dessen Gattin servierte eine herrliche Suppe. Ich kam ins Gespräch mit dem Komponisten, der mir versicherte, niemals ein Celloduetto geschrieben zu haben, wohl aber ein Stück für unsichtbare Geige und Cello, wobei letzteres von einem Spieler mit zwei Bögen gleichzeitig zu spielen sei; das ganze also quasi ein Streichtrio für zwei! Wir mussten unser Gespräch, das ich hier nur in grotesker Verkürzung wiedergeben kann, abbrechen, da sich inzwischen der Emeritus erhoben hatte und mit dem Suppenlöffel an sein Glas tickte: Er wolle nun zu Ehren seines musikalischen Gastes einige Gedichte von Sergej Jesenin rezitieren (vielleicht sagte er "deklamieren", auf jeden Fall nicht "aufsagen"). Es war eine bewegende Geste, die den Komponisten ein wenig in Verlegenheit brachte. Er fürchtete, er habe seinem versierten Gastgeber ein allzu profanes alkoholisches Gastgeschenk mitgebracht.

Die Gedichte, die an diesem Abend gelesen wurden, klangen schön, sehr schön, vielleicht etwas zu schön. Ich jedenfalls hätte sie mir etwas weniger brav, etwas rauer im Ton gewünscht, etwas mehr Klaus Kinski und etwas weniger Rudolf Alexander Schröder sozusagen, denn Jesenins kurzes Leben war von Alkohol, Frauen und psychiatrischen Kliniken geprägt, und so etwas beeinflusst eben die Erwartungshaltung. Ich kenne eine Fotografie, die ihn auf seinem Totenbett zeigt oder genauer gesagt, auf dem geblühten Sofa des Hotelzimmers, wo er sich 1925, erst dreißig Jahre alt, das Leben genommen hatte. Am Tag zuvor hatte er ein letztes Gedicht geschrieben, und zwar mit eigenem Blut. Unterschrift des Fotos, das 1930 in einer französischen Zeitschrift veröffentlicht wurde: ‚Le poète Y. sur son lit de mort.‘

Gerrit Kouwenaar (*1923), Godfather der modernen niederländischen Lyrik, veröffentlichte 1974 einen Gedichtband landschappen en andere gebeurtenissen (Landschaften und andere Ereignisse). Darin findet sich ein kleiner Zyklus, dem er die oben erwähnte Fotounterschrift als Motto voranstellte. Das erste Gedicht dieses Zyklus übersetzte ich anderntags. Ein Foto in so vollkommener Verdichtung vergilbt nicht bald.
‚Le poète Y. sur son lit de mort‘

Das zimmer muss man ersinnen: was schwarz ist
sperrt sich der sicht
ist zu ertasten
auf der maschine

und die verdunkelte tapete muss man ersinnen
aus verblichenen erinnerungen
und zum augenblick eindicken

mit all diesem weiß von leintüchern wasserkannen
vergilbten
wahrheiten in schubladen verbandmüll weiß
von augäpfeln speichel weißbüchern, da all dieses rot
grau wurde und das rieseln von schnee totenstill ist

und jawohl die flaschen muss man ersinnen
die vielen flaschen die den ringen
vorausgingen die sie zurückließen
auf zu ersinnenden dingen

und in all diesem pechschwarzen weiß das diese
stiebitzte habe umgibt liegt endlich überbelichtet
auf dem geschenkten geblühten unsterblichen sofa
die unterschrift -

Die Nagold

gibt sich harmlos, idyllisch. Forellen nuckeln neugierig an meiner schwimmenden Zigarrenkippe herum. Ein unsäglich blauer Eisvogel nistet in der Böschung. Unten tummeln sich Enten, über ihnen: eine Entenwalhalla, die Terrasse des chinesischen Restaurants. Hier werden knusprige Pekinger Artgenossen zubereitet. Auf der Speisekarte erhalten sie so wunderbar poetische Prädikate wie "schwarze Perle", "Blütentraum des gelben Phoenix" oder "Ente mit den acht Kostbarkeiten". Oh, einmal im Leben dort aufgetischt zu werden (heißer Wunschtraum aller Nagold-Enten)!

Dass die Nagold auch ein anderes Gesicht birgt, dokumentieren Fotos aus der Nachkriegszeit im Palais Vischer. Und die Kerben am Türpfosten meines Weinhändlers in der Lederstraße bezeugen, dass hier schon im Mittelalter die Weinflaschen frei herumgeschwommen sind. Jedes Jahrhundert mindestens zwei große Überschwemmungen, die letzte übrigens vor sechs Jahren. Die kleine St. Candiduskirche zu Kentheim weiß ein Lied davon zu singen. In der Talsohle fast weggesunken (der Fußboden lag früher 1,20 m tiefer, wie sich an der Tür links vom Seitenaltar erkennen lässt), modert das Wasser der letzten Hochwasserkatastrophe noch im Gemäuer und versucht, die jahrhundertealten Fresken endgültig zu zersetzen.

Zierlich - mit Trauerweide und mittelalterlicher Kapelle - die Nikolausbrücke, an deren Ecke ein vorgesetzter "Eselstein" einmal das Reichertsche Haus gegen die Räder und Radnaben der Fuhrwerke geschützt hat. Daneben die Sandsteintafel, auf der Carl Reichert sein Buchstabenrätsel eingravieren ließ. Wer sich damals, als es noch leserlich war, für gescheit hielt, las bei richtiger Lösung das Wort ESEL. Der Kaufmann liebte solche didaktischen Späßchen. Unterm bröckelnden Geländer seines ehemaligen Geschäftshauses, rät er uns per Spruch, vorwärts zu blicken und nicht zurück. Aber ich blicke gerne nach hinten, schon allein um das Elektrizitätswerk und das Wehr zu sehen, das Rudolf Schlichter Anfang der dreißiger Jahre gemalt hat und das hoffentlich im Rahmen der neu geplanten Stadtbeleuchtung wieder einmal nachts so geheimnisvoll-unheimlich zum Leuchten gebracht wird, wie er es auf dem Gemälde E-Werk (Abend) dargestellt hat. Versucht man, den damaligen Standort des Malers ausfindig zu machen, landet man im Garten von Heinrich Perrot, dessen Zimmerfontäne heute im Hesse-Museum steht, weil der Hermann in seiner Lehrzeit daran herumgefeilt haben soll. (Dass die Fontäne nicht funktionierte und die Goldfische ständig heraussprangen, lese ich bei Perrots Sohn). Zum Dank hat Hesse ihn im Glasperlenspiel erwähnt. Rudolf Schlichter war, was die Perrots anbelangt, weniger dankbar: Ausgebombt, hatten er und seine Frau in der schwierigen Nachkriegszeit beim verschobenen Turmuhringenie Aufnahme gefunden, wurden aber zu ihrer Verbitterung bald wieder hinausgeworfen. Der malende Schuhfetischist war dem Alten zu exzentrisch. Schicksale! Also doch lieber vorwärts blicken, auf den schwimmenden Biergarten, der - letzter Rückblick! - daran erinnern soll, dass von hier einmal die Flößer bis nach Holland fuhren (Aber wie kamen sie zurück?).

Auf der Brücke ist es heiß, sie lädt zum Träumen ein, wie Sie an meinen Abschweifungen gemerkt haben werden. Zeit für einen Dichter: Jan Luyken (1649-1712). Dass das Leben ein Traum sei, haben schon viele behauptet. Doch keiner so ergreifend wie er.

Air

Droom is 't leven, anders niet,
't Gijt voorby gelijk een vliet,
Die langs steyle boorden schiet,
Zonder ooyt te keeren.
d'Arme mensch vergaapt sijn tijt
Aan het schoon der ydelheyd,
Maar een schaduw die hem vlijt,
Droevig! wie kan 't weeren?
d'Oude grijse blijft een kint,
Altijd slaap'rig, altijd blind,
Dag en uure,
Waart, en duure,
Word verguygelt in de wind,
Daar mee glijt het leven heen,
't Huys van vel, en vlees, en been,
Slaat aan 't kraaken
d'Oogen waaken,
Met de dood in duysterheen.

Air

Traum, das Leben ist nur Traum,
fliegt vorbei wie eitel Schaum
gleich dem Bach am Ufersaum
ohne umzukehren -
Armer Mensch, gaffst allezeit
auf den Glanz der Eitelkeit,
alles Schatten, was dich freut,
traurig! Wer kann's wehren?
Alt und grau bleibt immer Kind,
immer duselig, immer blind,
nichts wird währen,
Ruhm und Ehren,
sind ein Gaukelspiel im Wind -
So erlischt des Lebens Schein,
und dein Haus: Haut, Fleisch und Bein
wird bald krachen;
Augen wachen,
hüllt der finstere Tod uns ein.

Bahnhof

LAGE: IDEAL! BEGINNEN SIE IHRE AUSFLÜGE IN CALW. BUS IM ERDGESCHOSS UND MIT DEM FAHRSTUHL AUF DEN BAHNSTEIG: DER ZOB IN CALW! wirbt die umweltfreundlich gedruckte Broschüre des Verkehrsamtes für den Zentralen Omnibus-Bahnhof. Wie gut, dass für Nostalgiker mit jungen Beinen auch noch die alte Stiege vorhanden ist. Bahnhöfe machen nostalgisch. Der von Calw ganz besonders, und zwar weniger der eben erwähnte, fahrstuhlmäßig erschlossene auf dem Dach der Parkgarage, sondern der alte, verwaiste, etwas außerhalb am südlichen Ende der Stadt. Das Restleben, das er noch fristet, verdankt er der Pommesbude, die sich hier eingenistet hat und deren Dauerkundschaft sich nicht darum kümmert, dass hier nie wieder ein Zug halten wird, der sie mitnehmen würde. Hier stand 1904 der Maler/Dichter Rudolf Schlichter, dessen Namen fast niemand und dessen Brechtporträt fast jeder kennt. In seiner Autobiographie *Das widerspenstige Fleisch* (1932) beschreibt er, wie ihm zumute war, als er, vierzehn Jahre jung, wegfuhr, um in Pforzheim seine ungeliebte Lehre als Emailmaler anzutreten:

"In einen nagelneuen Anzug gehüllt, ein grünes Hütchen mit einer koketten Feder auf den Kopf gedrückt und eine grauschwarze Pelerine über die Schulter gehängt, so ausgerüstet stand ich an einem Freitagvormittag vierzehn Tage nach der Schulentlassung mit meiner Mutter auf dem C...r Bahnhof und harrete mit bang klopfendem Herzen des Zuges, der mich nach Pforzheim in meinen zukünftigen Wirkungskreis bringen sollte. (...) Traurig und voll schwarzer Gedanken saß ich neben meiner Mutter, die immer wieder versuchte, meinen so tief gesunkenen Mut durch optimistische Schilderungen aus der Lehrzeit bedeutender C ... r Liederkranzmitglieder, durch aufmunternde Redensarten von Erfolg und Ruhm zu heben, obwohl auch ihr vor lauter Mitleid mit mir das Weinen näher stand als das Lachen. Von Zeit zu Zeit drückte ich mein Gesicht an die Scheiben des Waggonfensters, um mit brennenden Augen die ganze mir so innig vertraute Welt meiner Knabenträume zum letzten Mal in mich hineinzusaugen. Allmählich verschwanden die bekannten Hänge und Kuppen, die Landschaft wurde mir schon nach der dritten Station fremder und fremder und als ich den letzten bekannten Höhenzug verschwinden sah, überfiel mich der verzweifelte Gedanke, dass ich ja viel zu wenig jene schöne Welt genossen hätte, dass ich ungeheuer viel versäumt und viel zu viel herrliche Möglichkeiten vertan hätte."

Ganz ähnliche Töne bei Hermann Hesse. Der Zug, in dem sich der Held seines kleinen, weitgehend autobiographischen Heimkehrerromans *Schön ist die Jugend* befindet, nähert sich dem Ort seiner Kindheit:

"Vorsichtig langsam fuhr der Zug in großen Windungen den Hügel abwärts, und mit jeder Windung wurden Häuser, Gassen, Fluss und Gärten der unten liegenden Stadt näher und deutlicher. Bald konnte ich die Dächer unterscheiden und die bekannten darunter aussuchen, bald auch schon die Fenster zählen und die Storchennester erkennen, und während aus dem Tale mir Kindheit und Knabenzeit und tausendfach köstliche Heimerinnerungen entgegenwehten, schmolz mein übermütiges Heimkehrgefühl und meine Lust, den

Leuten da unten zu imponieren, langsam dahin und wich einem dankbaren Erstaunen. Das Heimweh, das mich im Lauf der Jahre verlassen hatte, kam nun in der letzten Viertelstunde mächtig in mir auf, jeder Ginsterbusch am Bahnsteig und jeder wohlbekannte Gartenzaun ward mir wunderbarlich teuer, und ich bat um Verzeihung darum, dass ich ihn so lange hatte vergessen und entbehren können. Als der Zug über unserm Garten hinwegfuhr, stand im obersten Fenster des alten Hauses jemand und winkte mit einem großen Handtuch; das musste mein Vater sein. Und auf der Veranda standen meine Mutter und die Magd mit Tüchern, und aus dem obersten Schornstein floss ein leichter blauer Rauch vom Kaffeefeuer in die warme Luft und über das Städtchen hinweg. Das gehörte nun alles wieder mir (...)."

Calws stillgelegter Bahnhof darf sich damit brüsten, als H0-Modell weiterzuleben. Der Bahnhof Hembrug in den Niederlanden hingegen ist heute verschwunden. In der wunderbaren Sprache Kouwenaars feiert er seine Auferstehung. Dieser radikale Erneuerer lyrischer Sprache schreibt nun schon ein halbes Jahrhundert lang die schönsten Gedichte, die ich kenne. Für ihn besteht die Aufgabe eines Dichters darin, die Sprache so zu entschlacken, dass das tausendmal Gesagte wieder einmalig da steht, als wenn es gerade erst erschaffen würde.

bahnhof hembrug

Bisweilen sieht man heller was schon dunkel ist
und steckt fast wieder heil in seiner haut, gerodet
ist kein baum, kein wort gefallen, man stellt
die uhr zurück, bahnhof hembrug

der zug hält an, jetzt schon ein leben lang, man hat
die stadt schon hinter sich, auf immer kind, das paradies
liegt greifbar nah, wir schreiben heute, man liest
notbremse mit dem zeigefinger

wie ist die jahreszeit? die jahreszeit ist gut, sommer
und winter hinter einem zaun, frühjahr und herbst
verreisen hand in hand, dies hört nie auf, der zug
in seiner dampfwolke steht wartend da

steht da, derweil man sich mit einem butterbrot
und einer leerzeile die zeit ausfüllt, es dauert
doch noch länger als gedacht, man lehnt
sich nicht hinaus, man pellt ein ei

wörter wie langsam später nach und nach
füllen das rauchcoupé, man schaut durch glas,
man sieht wicken in kohlegrus, man hört wie's pfeift,
dies ist auf immer, außen schneits, nahezu zeit

Blicke vorwärts, nie zurück, sagt der Reichert an der Brück

und hat's am Ufer eingravieren lassen. Ich aber hatte bei Ausfahrt aus der engen Parkgarage an der Lederstraße kurz zurückgeblickt und dadurch die grundlose Ausstülpung am Ausgang übersehen, mit erdrückenden Folgen für den vorderen Kotflügel. Ich liebe eben das Zurückblicken, manchmal bringt es leider Weh.

Er muss beliebt gewesen sein, dieser Carl oder Karl Reichert, der sich auf seinem Grabstein bündig als ‚Reichert, der Kaufmann‘ apostrophieren lässt. Er durfte sich zu den Gebildeten zählen, ein Vers von Horaz (‚non omnis moriar‘) sowie ein Faust-Zitat auf derselben schönen weißmarmornen Grabsteinplatte bezeugen

es: "Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag". Allerdings sprach Faust diese Worte nicht am Ende seines Lebens, sondern als er - seines öden Treibens müde - gerade im Begriff war, den Giftkelch auszutrinken. Wenn Goethe da nicht gerade noch rechtzeitig die Osterglocken hätte bimmeln lassen, wäre er gar als Selbstmörder irgendwo vor den Toren der Stadt verscharrt worden.

Um auf Reichert zurückzukommen, er war ein heller Kopf, ein Original, der kein Blatt vor den Mund nahm. Seine Calwer Lebenschronik ruht unter Siegel im Stadtarchiv, denn er scheute sich nie, die Dinge beim Namen zu nennen. Nehmen wir zum Beispiel die Sache mit Daud. Dem "Neger Daud", wie er dort genannt wird, begegnete ich erstmals auf einer alten Fotografie im Hesse-Museum, wo er, als es noch das Haus von Dr. Schüz war, seine acht unglücklichen Jahre verlebt hat. Er sitzt in unbequemer Pose an einem Gartentisch neben seinem bärtigen Schützherrn; auf der anderen Seite dessen beide Söhne, in der Mitte ein Hauslehrer. Um etwas für die Mission zu leisten, hatte Dr. Emil Schüz den neunjährigen schwarzen Sünder im Jahre 1896 von seiner Ägyptenreise mit nach Calw heimgenommen, in der Absicht, ihn zum Missionar auszubilden. Daud muss viel Aufsehen erregt haben. Reicherts fromme Tante besaß eine Fotografie von ihm. Auf die Rückseite schrieb sie: "Der selig heimgegangene Daud, - wie der sich zum Heiland gesehnt hat." Und was schrieb Kaufmann Reichert zu dem, was allgemein als Calws Beitrag zur Sklavenbefreiung gefeiert wurde?

"Ein Vernünftiger von heute wird urteilen, Dr. Schüz als Arzt hätte auch etwas Gescheiteres thun können, als ein Kind der Tropen, selbst wenn er es aus der Sklaverei befreite (was nach dem Vorstehenden nicht einmal der Fall ist) zu entwurzeln, und dann hier an der Lungenschwindsucht sterben zu lassen. Das wissenschaftliche Ergebnis und das Interesse der Nachwelt an seiner zu ihrer Zeit vielbesprochenen Reise ist gleich null."

Nein, da hat Hermann Hesses Mutter mit ihren engagierten Livingstone-Studien wichtigeres für die Abschaffung des Sklavenhandels geleistet, eines Handels übrigens, an dem die Niederländer, die im 17. Jh. für den Transport nach Brasilien sorgten, bekanntlich gut verdient haben. Heinrich Heine hat es uns so richtig eingepfeffert, als er den ‚Superkargo Mynheer van Koek‘ für die Gesundheit seiner ‚schwarzen Ware‘ beten ließ:

„Um Christi willen verschone, o Herr,
Das Leben der schwarzen Sünder!
Erzürnten sie dich, so weißt du ja,
Sie sind so dumm wie die Rinder.“

Verschone ihr Leben um Christi willn,
Der für uns alle gestorben!
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,
So ist mein Geschäft verdorben.'

Calw ist heute sehr viel exotischer als zu Dauds Zeiten. Unter meinem Fenster wird je nachdem schwäbisch, türkisch, kroatisch, rumänisch, manchmal sogar niederländisch gesprochen. Arjen Duinker (*1956), ein sehr lebenswürdiger niederländischer Dichter, der mir jeden Tag ein Fax schickte, hat einen Nachbarn, der Zibes heißt. Was der für eine Sprache spricht, weiß ich nicht, aber das Gedicht, in dem er vorkommt, gefällt mir, weil es sein Geheimnis nicht preisgibt. Also habe ich es übersetzt. Es wurde dem Band *Ook al is het niet zo* (Auch wenn es nicht so ist, 1998) entnommen.

Zibes und ich

Die Brille abgesetzt, als ich vier war.
Resultat: ein schielendes Auge,
Das immer Glück gebracht hat.

Mein Nachbar Zibes
Der sich bemüht, eine Oase zu sein,
Oase für den, der die Tragik der Ferne vergessen will
Und den es nach süßem Gebäck gelüstet,
Dieser Zibes mit seinen Hühnern,
Seinem Gärtchen und kolossalen Herzen,
Hat mich gelehrt,
Mein Glück anzulegen

In wechselnden Fonds.

Ich habe jetzt viele Stadien
Wechselnden Glückes durchlaufen.
Manchmal war ich bis zum Wahnsinn glücklich,
Mitunter nur glücklich, weil ich schlief.
Ich gab anderen ein Sommerhaus, ein Bier, einen Kuss,
Und zum Dank schenkte ich Zibes ein Geheimnis,
Etwas Unruhiges, doch der Ruhe entnommen,
Etwas ohne Willen, ohne Haut, ohne Muster,
Geheimnis, das ich nicht kenne.

In das Haus Reichert

schaute ich neugierig hinein. Eine Sandsteintafel hieß mich verweilen. C. R. (offenbar der ‚Reichert an der Brück‘) belehrte mich:

Wanderer, stehe still!

In diesem Hause war das Contor der "Calwer Compagnie" bei ihrer Auflösung 1797. Etwa um 1550 entstanden, war sie der erste Versuch der Zusammenfassung privater Gelder zur Betätigung in Handel und Industrie. Die C. C. vertrieb ihre Zeuge nach Holland, Österreich, Italien usw.. An ihren großen Namen erinnert heute noch die Calwer Straat in Amsterdam. Zur Zeit ihrer Blüte nährte sie über 7500 Seelen. Ihre reichen Mittel ermöglichten den wiederholten Aufbau Calws nach zweimaliger Zerstörung, 1634 durch Johann von Werth und 1692 durch General Melac. Die C. C. gereichte der Stadt Calw und dem Land Württemberg zum Segen, und von dem durch sie geschaffenen Wohlstand zeugen noch heute einige der schönsten Häuser der Stadt. C. R.

Nun kenne ich die Kalverstraat (so schreibt sie sich nämlich) sehr gut: In meiner Jugend noch eine Einkaufsstraße von Rang, ist sie heute ziemlich heruntergekommen, voll billiger Geschäfte und unsichtbarer Taschendiebe, so gar nicht passend zum Dam-Platz, wo sie ihren Anfang nimmt und wo ich anno 1948 vom Rücken meines Vaters die frisch gekrönte Königin Juliana auf dem Balkon erscheinen sah. Dass die Kalverstraat (Kälberstraße) etwas mit Calw zu tun hätte, war, wie mir der Stadtarchivar bestätigte, voll und ganz erfunden. Vielleicht ein kleiner Scherz, den Carl Reichert am Stammtisch im "Rößle" ausgeheckt hat. Er hielt gern andere Leute zum Narren. Als zu Hitlers 44-jährigem Geburtstag im Schaufenster der Calwer Geschäfte ein Bild des "Führers" stehen sollte, gelang es ihm, das äußerst seltene Foto zu bekommen, das den zu verherrlichenden in grotesk wirkenden Seppelhosen zeigte. Er stellte es vor ein graues Seidentuch, daneben eine Vase mit einer dünnen Distel.

Die Geschichte von der Kalverstraat könnte auch von einem anderen Calwer Kaufmann stammen. Emil von Georgii-Georgenau hatte ja schließlich seine Lehrjahre in den Niederlanden verbracht und später das Amt eines niederländischen General-Konsuls bekleidet. An der Fassade des von ihm gestifteten, 1871 der Stadt übergebenen Georgenäums flirtet der Nationalökonom Friederich List mit dem dreißig Jahre jüngeren Nationaldichter Friedrich Schiller. Was dem Stifter vorschwebte, war eine Vorwegnahme der späteren Volkshochschulen, wie aus der Stiftungsurkunde hervorgeht:

"Im Hörsaal sollen insbesondere populäre Vorträge über Groß- und Kleingewerbe, Handel, Landwirtschaft, Kunst und Wissenschaften aller Art gehalten werden. Politische Vorträge sind allein ausgeschlossen. Es ist der besondere Wunsch des Stifters, dass alle politischen Parteien auf diesem neutralen Boden zu gemeinschaftlicher Lösung einer Aufgabe mitwirken möchten."

Er glaubte an die Ideale der Aufklärung, wollte durch Kenntnisbereicherung die "sittliche Kraft" seiner Mitmenschen stärken. Vierzig Jahre nach seinem Tode (1894) gab es in Calw nur noch 81 Menschen, die die sittliche Kraft und den Mut hatten, das Richtige zu tun oder besser gesagt: das Falsche zu unterlassen. Unter ihnen der hoch angesehene Bäckermeister Hermann Schnürle, den die Handlanger Adolf Hitlers unter Trommelwirbel durch die Straßen führten, nachdem sie ihm ein Plakat um den Hals gehängt hatten mit der Aufschrift "Ich habe nicht gewählt, bin ein Landesverräter". Die "Wahl" bestand darin, die Politik des Nazi-Regimes "als Ausdruck der eigenen Auffassung und des eigenen Willens" zu billigen. Schnürle sah darin die Erschleichung einer Generalvollmacht. Er verdient für seine aufrechte Haltung ein Denkmal. Sein Sohn, dessen Aufzeichnungen ich im Stadtarchiv einsehen konnte, hat in seiner Pubertät die wohlorganisierte

Pervertierung des Alltags durch die Nazis an Leib und Seele erfahren und nachträglich dokumentiert. Bei ihm fand ich auch die Anekdote über das Seppelhosenbild in Kaufmann Reicherts Schaufenster.

Ich stehe wieder vor der Tafel, welche die Segnungen der C. C. memoriert, und muss an die niederländische VOC (Verenigde Oost-Indische Compagnie) denken. Wir verdanken ihr unser "Goldenes" Jahrhundert, das siebzehnte, als meine Vorfahren mit ihren Schiffen (deren Mastbäume sie von den Calwer Flößern zugeführt bekamen) in die Kolonien segelten, um sich dort auf Kosten der Eingeborenen und zum Segen der noch jungen Republik zu bereichern. Um C. R. zu variieren: Von dem durch sie geschaffenen Wohlstand zeugen noch heute einige der schönsten Häuser der Stadt Amsterdam.

Von fremden Ländern und Völkern handelt auch der folgende Monolog eines anonymen Matrosen, der 1502/1503 "als erster Deutscher" (so Viktor Hantzsch in seiner 1895 in Leipzig erschienenen Geschichtsstudie) mit Vasco da Gama nach Indien mitgesegelt war. Dieser "erste Deutsche" war ein Holländer, ein Flame genau genommen. Sein neunseitiger Augenzeugenbericht verschlug mir den Atem und veranlasste mich zum nachfolgenden beistricharmen Text.

Der anonyme flämische Matrose

*Vasco da Gamas zweite Reise,
Ziel: Ostindien, wo der Pfeffer
wächst und Ingwer, Zimt.
Er, Flanderns rauhe Schale,
war dabei, er schrieb es auf mit
unverstellter Kinderhand.*

Im februar dem zwoten 1502
fuhren wir fort aus LISSABON
von da über CANARIA nach KAP
VERDE wo die sonne senkrecht
über unsren köpfen stand dass
nicht ein ding mehr schatten warf
dann: donner hagel blitz KAP
GUTER HOFFNUNG über MOZAMBIK
nach KILOA das wir zerstörten
dann endlich INDIEN in sicht
CAMBAYA GOA CANANOR CALCUN
fremdes gesehen katzen groß
wie unsere fuchse deren drüse
unterm schwanz parfum hergibt
und perlenfischer zapfen
in der nase und die blieben
ehrenwort gut eine viertelstunde
unter wasser das essen war
bei uns an bord na ja zum glück
gabs brave christen in GRANOR
die brachten hühner mit
und ein paar schafe später fingen wir
ein schiff aus MEKKA ab randvoll
dukaten hängten männer frauen
kinder an der großrah auf
und schlugen ihnen hände
füße köpfe ab und warfen die
in einen prahm und ließen den
so voller hände füße köpfe
landwärts treiben denn im handel
ist die konkurrenz neuerdings
mörderisch doch wurde auf der
heimfahrt bald die nahrung
knapp und wieder einmal zeigte

GOTT sich uns gefällig und so
fanden wir bald eine INSEL
und schlugen dort 400 leute
tot ende august zeigte sich
der POLARSTERN wieder und
erreichten wir nach weiteren
sechshundert meilen PORTUGAL.

*Von Viktor Hantzsch Historiker
zu Leipzig stammt der Nachweis,
unser wackerer Flame sei zwar
etwas ungehobelt aber immerhin
Hut ab als erster Deutscher
mit dabei gewesen.*

Ritter, Tod und Teufel

GESEHEN in Weil der Stadt: ein Farbglasfenster in der Stadtkirche, das die Versuchung Jesu darstellt. Wir blicken dem Heiland, der ein dunkelrotes Gewand trägt, frontal ins Gesicht, er aber wendet den Blick ab und macht mit der linken Hand eine abwehrende Geste. Sie gilt einer in gelb gekleideten Figur, die sich - nach dem Stand der Füße zu urteilen - von hinten an ihn herangeschlichen hat und ihm herausfordernd den Kopf entgegenstreckt. Die Frisur, der verbissene Mund, die eiskalten Augen lassen keinen Zweifel an der Identität des teuflischen Verführers: Adolf Hitler. Schaut man genauer hin, bemerkt man, dass der schwarze Strich auf der Oberlippe, den man zunächst für den Schnauz gehalten hatte, als Kontour des Nasenflügels aufzufassen ist. Das Glasfenster wurde von Josef Karl Huber anno 1940 mit Einverständnis des damaligen Stadtpfarrers August Uhl hergestellt und eingesetzt.

GESEHEN auf dem Calwer Friedhof: eine auffällig große Bronze-Gedenktafel mit eingraviertem Adler:

Hier ruht der beste und niebesiegte
Nachtjäger des 2. Weltkrieges
Major und Geschwaderkommodore
Heinz Wolfgang Schnauer
1922 - 1950

GELESEN und übersetzt: Vander Mollenfeeste (Von der Maulwurfsfeier), einem Totentanz aus dem 15. Jahrhundert. Vom Autor Anthonis de Roovere, einem einfachen Maurer, dessen Gedichte und Moralitäten erst gut achtzig Jahre nach seinem Tode herausgegeben wurden, wissen wir nicht viel mehr, als dass er - anders als de resistente Nachtjäger - am 16. Mai 1482 zu Brugge vom Tod besiegt wurde.

Von der Maulwurfsfeier

Hört, was ich euch sage, liebe Leute,
ob arm oder reich, egal aus welchem Stand:
jung und alt sind aufgeboten heute,
sich zu verziehen in ein anderes Land,
der mit der Pike wurde euch gesandt,
der Höchste schickte ihn als Boten her.
Nun macht euch bitte fertig allesamt,
hier ist für euch jetzt keine Bleibe mehr!

Wo sich der Maulwurf regt, im Dunkeln,
dorthin habt ihr geflissentlich zu gehen,
dagegen hilft kein Motzen oder Munkeln,
ganz ohne Wirkung bliebe euer Flehen,
denn kommt der Bote, ist's um euch geschehen:
wie immer jung, hübsch, fromm und weise,

der Höchste gibt unwiderruflich zu verstehen:
ins Reich Grabowskis führt nunmehr die Reise!

Der König aller Maulwürfe, Er,
der die Kreatur schuf, jene blinde,
hat aller Welt befohlen ringsumher
- dem Mächtigen wie dem Gesinde -,
zum Fest der Maulwürfe sich einzufinden:
es wurde anberaumt unter der Erde,
wo sich nicht länger Geist an Körper binde
und jeder nach Verdienst gewürdigt werde.

Der Papst samt seinen Kardinälen,
Bischöfe und Legaten, Äbte, Missionare:
keiner darf auf der Maulwurfsfeier fehlen!
Auch Offiziale, Prediger, Kapitulare,
Dominikaner, Franziskaner, Pfarrvikare,
Priester, Skriptoren und Magister weise:
ein jeder schaue, dass er unverzüglich fahre,
Grabowski braucht zum Festschmaus seine Speise!
Auch ihr Kartäuser, Mönche, Regularen,
Begarden und Lollarden, Fratres, Eremiten,
seid euch über das Reiseziel im klaren!
Nonnen, Beghinen, rasch vorangeschritten!
Betschwestern, Bettelnonnen, jetzt zum Dritten!
und wer sich sonst noch zählt zum Heer der
Frommen,
nur zu! Lasst euch nicht länger bitten:
ihr alle sollt zur Maulwurfsfeier kommen!

Ihr Kaiser, Könige, Herzogen, Grafen,
Freiherren, Ritter, Junker vorzugsweise
und die da sonst in goldenen Betten schlafen,
haltet es mit der Tugend und seid weise:
es gilt, sich einzurichten auf die Reise
zum Fest der Maulwürfe, unter der Erde,
damit man euer Lob da unten preise
und euch in Ehren dort empfangen werde.

Stadtvögte, Richter, Diener der Kanzlei,
Amtmänner, Schultheiß, Schöffen, seid zugegen!
Item Burggrafen, Königsboten und derlei,
Zahlmeister, Tresler, Wechsler allerwegen,
Hausmeier - die am Hof die Rittersäle pflegen -,
Türhüter, Köche, macht's euch endlich klar!
Sogar dem edlen Seemann sei daran gelegen,
dass bald sein Schiff zur Maulwurfsfeier fahr!

Ihr Städter, die ihr euch mächtig bereichert
und lebt von Pacht und Zinsen und Diäten,
ihr habt auf euren Böden Korn wie Heu gespeichert
und habt die Kisten und die Koffer voll Moneten;
ihr reichen Kaufleute, ihr Tuchmacher mit Knete,
Wolle und andre Waren füllen eure Truhen -
Was soll's! Auch ihr seid alle hergebenen,
im Reich der Maulwürfe euch auszuruhen!

Der Herr läßt weiterhin durch Botenmund bestellen
kraft seiner untergründigen Autorität,

dass auch für Meister und Gesellen
die Arbeit bald zu Ende geht;
euch sei empfohlen, lieber früh als spät
euch zu bemühen um ein Nachtquartier,
denn - dass es bitte keiner mißversteht! -
zum Maulwurfsreigen eingeladen seid auch ihr!

Der Fürst der Maulwürfe lässt weiterhin
nach allen feinen Burschen fragen,
solchen, denen das Wams nie kurz genug erschien,
die gern die Schuhe lang geschnabelt tragen,
und solchen, die sich oft mit Messern schlagen.
Fort mit den welschen Dolchen und Rapieren!
Was ihr zu tun habt, lässt sich nicht vertagen:
jetzt sollt ihr dorthin, wo die Maulwürfe regieren!

Um jedes Fest wäre es jammerschade,
wenn da nicht Jungfrauen und Damen wären,
infolgedessen sind auch sie geladen,
arm oder vornehm, diese Fete zu beehren;
um pelzbesetzte Ärmel müßt ihr euch nicht scheren,
so wie auch Zopffrisur und Schleppe nutzlos sind,
dass Maulwürfe dergleichen nicht begehren,
versteht sich wohl von selbst: sie sind ja blind!

So sei es auch den Mädchen angesagt,
die gern die Fastnacht bei Musik verbringen:
ob Hausgehilfin, Amme oder Magd,
alle, die gern das Tanzbein schwingen,
es gilt, sich anderweitig zu verdingen!
Wie immer jung und hübsch und heiter,
hört bitte auf, zu tanzen und zu springen:
Dort auf dem Maulwurfsball, da tanzt ihr weiter!

Epilog

Die Auswahl der neun Gedichte, die ich hier vorgestellt habe, erfolgte nach dem Zufallsprinzip. Dass das älteste Gedicht im späten 15. Jahrhundert und das jüngste vor zwei Jahren entstanden ist, ist ebenso zufällig wie die Tatsache, dass sie alle von Männern geschrieben wurden. Zufall ist auch, dass in fast allen Gedichten der Tod umhergeistert. Wenn man sie miteinander vergleicht, fällt auf, wie grundverschieden sie trotzdem sind. In der Lyrik zählt eben nur das Wie und weniger das Was. Alles kommt auf die Perspektive an, und dann kann sogar der Tod ein Fest sein, zum Beispiel für Maulwürfe. Drei der Dichter sind übrigens selbst bereits tot.

Als Stipendiat ist man am Anfang immer etwas einsam. Da unterhält man sich notgedrungen öfters mit den Toten. Allen voran natürlich mit Hermann Hesse, dessen *Glasperlenspiel* ich nun doch noch gelesen habe. Auch die Grenzgängerin Gertrude Pfeifflin, der "Neger Daud", Carl Reichert, Rudolf Schlichter, Bäckermeister Schnürle und noch viele andere, denen ich eben nur in Calw begegnen konnte, waren meine stillen Gesprächspartner. Vielleicht sind deshalb die Lebenden etwas zu kurz gekommen. Um so herzlicher möchte ich mich hier bei ihnen bedanken. Insbesondere bei Anneliese Weinheimer, Geschäftsführerin der Hermann-Hesse-Stiftung für ihre fröhliche Art und Allzeitbereitschaft in praktischen Dingen, beim Stadtarchivar Paul Rathgeber, weil er immer alles, was ich wissen wollte, parat hatte, bei Uli Rothfuss für das Simmersfelder Mord(s)-Spektakel und beim Ehepaar van Beuningen für den Besuch meiner Lesung und die bei ihnen ausgeliehenen Bücher.

Einen Monat bevor ich mein Stipendiat in Calw antrat, starb in Tübingen Professor Dr. Paul Hoffmann, der "Dichter des Lesens", wie ihn Cees Nooteboom genannt hat. Auf die Gespräche mit ihm hatte ich mich besonders gefreut. Seinem Gedächtnis sei diese kleine Schrift gewidmet.

